

Der Patient

Autor(en): **Seeberg, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **79 (1970)**

Heft 8

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Patient

Peter Seeberg

Peter Seeberg, 1925 im dänischen Jütland geboren, war schon in jungen Jahren schriftstellerisch tätig. Seinen ersten grossen Erfolg verzeichnete er mit der 1953 erschienenen Novelle «Der Spion». 1968 entstand sein erstes dramatisches Werk. Eine Anzahl seiner Novellen, darunter auch «Der Patient», wurden 1962 im Band «Nachforschung» gesammelt (in deutscher Uebersetzung im Flamberg-Verlag, Zürich, erschienen). Es sind kurze Stücke zum Teil realistischen, zum Teil phantastischen Inhalts, die sich durch ihre natürliche und zuchtvolle Sprache auszeichnen und durch innere Spannung fesseln. Sie weisen manchmal eine absurde Tragik auf. Hinter dem Humor der skurrilen Geschichten steht ein sehr ernstes Anliegen des Dichters: Dass jeder Mensch seine innere Freiheit gewinnen möge, sich der Ketten seiner eigenen oder fremder Grundsätze, der Denkschemata, die uns gewöhnlich beherrschen, entledigen lerne. Diese Loslösung gelingt allerdings Seebergs Gestalten nicht immer befriedigend, und das zurückbleibende Unbehagen kann alpträumerhaft bedrückend sein. Der Held unserer Geschichte jedoch gehört zu denen, die sich befreien. Walter Baumgartner, der Uebersetzer, drückt es im Nachwort des Bandes so aus: Der Patient wächst geistig-seelisch im umgekehrten Verhältnis zu seiner körperlichen Reduktion. Er entdeckt sein eigentliches Ich, er verliert seine Identität nicht, sondern findet sie erst! Die Aerzte meinen einen Witz zu machen, ja sie sind im Grunde unglaublich zynisch, wenn sie von seiner «eisernen Gesundheit» sprechen. Doch der Patient ist ihnen weit überlegen. Er ist sich bewusst, dass es denen nur um den «seltenen Fall» zu tun ist. Er aber hat sich zu der mystischen Vision durchgerungen, dass sein hinfalliger Körper nur «ein schlechter Zahn» sei im «unsichtbaren Mund» seines unantastbaren Ichs.

Als die Aerzte mit meiner Krankheit Bekanntschaft machten, beruhigten sie mich aufs angelegentlichste und erklärten, ein amputiertes Bein sei weiter nicht der Rede wert in unseren Tagen, wo Prothesen ja nicht mehr ein Leiden seien wie zur Zeit der Holzbeine, sondern eher eine Erleichterung. Sie versprachen mir, ich werde beinahe besser gehen können als vorher, indem sie behaupteten, der Wille, wieder zu gehen, werde mir Riesenkräfte zuführen. Sie bekamen recht. Als ich mich einmal eingewöhnt hatte, ging ich besser als je. Aber es währte nicht lange, so tauchte die Krankheit, die die Aerzte jetzt als den äusserst seltenen «Allgemeinen Schwund» bezeichneten, im anderen Bein auf, das ebenfalls abgenommen werden musste. Auch diesmal versagte die Aerztekunst nicht. Es zeigte sich, dass ich

mit zwei künstlichen Beinen besser ging als mit zwei natürlichen.

Jetzt hatte ich eine kurze Frist, dann tauchte die Krankheit im rechten Arm auf und verbreitete sich rasch bis hinauf zur Schulter, doch die Aerzte baten mich, das nicht allzu schwer zu nehmen, denn auch Arme besser als die Natur herzustellen, liege durchaus in den Möglichkeiten der Prothesenkunst. Richtig war ich bald nicht nur mit einem, sondern mit zwei künstlichen Armen versehen, die mir ausgezeichnete Dienste leisteten. Beim linken Arm waren die Aerzte einige Tage in einem Dilemma, denn hier begann die Krankheit beim Ellbogen, und sie verfielen zuerst auf den Gedanken, dieses Gelenk wegzusägen und darauf die zwei Teile mit einem künstlichen zu verbinden, doch da die Krankheit derart rapid fortschritt, dass sie bald die Schulter mit der Hand hätten verbinden müssen, kam man sofort wieder davon ab.

Menschen, die so bald das eine, bald das andere verlieren, aber etwas Geringeres dafür erhalten, betrachten schliesslich das Krankenhaus als ein trautes Heim. Nach meiner letzten Operation, als ich meine neuen Arme bekommen hatte, liess die Krankheit mich über ein Jahr in Ruhe. Ich verbrachte diese Zeit zu Hause, vollauf eingenommen von meinen verschiedenen Freizeitbeschäftigungen, die ich immer vollkommener beherrschen lernte. Mit der Zeit sehnte ich mich sehr nach dem Krankenhaus, und bald tauchte die Krankheit, die ihre eigenen heimlichen Wege verfolgte, in der rechten Lunge auf, die unheilbar war, wie meine Aerzte sofort feststellten. Das brauche mich jedoch nicht weiter zu bekümmern, denn ich würde bestens mit nur einer Lunge auskommen, und sollte auch diese angegriffen werden, könnten sie eine neue Lunge einsetzen, während sie die alte wegoperierten. Und so kam es. Schmerzen spürte ich keine, denn man gab mir rechtzeitig lindernde Pillen und Einspritzungen, und was diese in anderen Körperteilen an Schäden verursachten, wurde mit neuen Mitteln wieder aufgehoben, die berechnet waren, eben diese Teile des Körpers in Funktion zu halten. Die neue Lunge fand ich sehr angenehm, die Luft war bequemer einzuatmen, die ganze Brust füllte sich leichter als zuvor, und ich hatte einige gute Monate, bevor mich die Krankheit wieder zurückbrachte in mein zweites Heim, wo die Aerzte erst die eine, dann die andere Niere austauschen mussten.

Die Krankheit nahm jetzt einen gewaltigen Aufschwung, wovon ich aber nichts merkte — Gott sei Dank —, da die Vorsorge der Aerzte aussergewöhnlich war und ich für einen Monat in Bewusstlosigkeit versetzt wurde, während Teile des Dickdarms und des Dünndarms mit künstlichen Schläu-

chen und Röhren vertauscht wurden, welche die Exkremente an meinen Seiten herausführten, was in mancher Beziehung ein Vorteil ist. Als ich wieder erwachte, erklärten die Aerzte, ich sei jetzt eigentlich völlig geheilt, da die Krankheit sich praktisch nicht über weitere Organe werfen könne. Darin irrten sie sich. Das Herz, von dem sie geglaubt hatten, es sei gegen die Krankheit gefeit, begann zu spuken und kam allmählich in einen solchen Zustand, dass man es ausser Funktion setzen musste und ein Apparat an mir angebracht wurde, den man künstliches Herz nennt und der die ganze Arbeit des stillgelegten Organs übernahm.

Das Leben hat immer noch seine schönen Seiten; alle im Krankenhaus wetteiferten, mir Freude zu bereiten, wofür ich ihnen sehr dankbar bin. Ich bin nun endlich aus der Welt der Rastlosigkeit heraus. Mein Leben besteht zur Hauptsache darin, an die Decke hinaufzublicken und hie und da grosse, grobmaschige Unterleibchen zu häkeln, wobei ich meine Arme hoch über den Kopf halten muss.

Ich denke an mein Leben. Ob es meines ist oder das der Aerzte, und in diesem Fall, ob ich überhaupt noch ich selbst bin. Ich habe meine Frau gefragt, meine Kinder, meine Brüder und meine Freunde, und sie alle haben gesagt, ich sei immer noch der gleiche, ich sei immer noch ich selbst. Wie weit kann man einen Menschen reduzieren, ohne ihn zu etwas ganz anderem zu machen? Diese Frage belastet mich nicht, ich fühle mich wohl; es macht mir nichts aus, wenn ich nicht ich selbst bin; aber ich habe nichts anderes zu tun als nachzudenken. Vielleicht ist das der Fehler. Vielleicht werden die Gedanken dadurch aus der Kette des Lebens gerissen, so dass jedes einzelne Glied eine Wichtigkeit erhält, die es sonst nicht haben darf. Ich habe auch die Aerzte gefragt, ob sie glauben, dass meine Seele allen Transformationen und Transplantationen gefolgt sei, denn auch solchen war ich ausgesetzt; als zum Beispiel meine Nase eine Zeitlang zu verschwinden drohte, wurde ein Muskel unter monatelanger Krümmung an ihre Stelle gesetzt, doch das erwähnte ich nicht, weil es mir zu unbedeutend erschien. Die Aerzte antworteten mir, darüber müsse ich mit den Psychologen sprechen. Ich wiederholte meine Frage vor diesen: ob sie meinten, das meiste oder alles meiner Seele sei entfernt, und ob ich vielleicht eine andere Seele erhalten hätte. Sie antworteten, das sei eine sehr schwierige Frage. Zuerst versuchten sie mich zu überzeugen, dass es gar keine Seele gebe, doch daran hielt ich fest. Dann sagten sie, man könne sich ja vorstellen, die Seele sei nicht im Körper drin, sondern darum herum, und das, fand ich, war eine sehr befriedigende Auffassung. In diesem Fall ist meine Seele intakt. In diesem Fall hat mir nichts etwas anhaben können.

Selbst das nicht, dass ich jetzt nicht mehr meinen eigenen Kopf habe, sondern den eines anderen, der im letzten Krieg tödlich verletzt worden war, worauf man seinen Kopf mir gab, weil ich ein seltener Fall war und die Aerkunst einen Triumph zu feiern wünschte. Ich weiss nicht, wie das zunging, denn ich war mehrere Monate bewusstlos, und ich hätte gar nicht protestieren können — aber das hätte ich auch nicht gewollt. Als ich es zu wissen bekam, fand ich, alles sei in Ordnung und beinahe beim alten. Doch eine Sache ist es, wie ein Mensch es fühlt, eine andere Sache, wie die Dinge wirklich zusammenhängen, so weit bin ich gekommen in meinen Ueberlegungen. Ich bewundere die Aerkunst, ich bin ihr zutiefst dankbar, ich schulde ihr mein Leben und mein Wohlbefinden. Aber sie kann die Frage nicht beantworten, ob die Gedanken, die ich denke, immer noch meine Gedanken sind oder ob sie die meines Vormanns sind, und ob es mir zum Beispiel möglich sei, mich an alle Gedanken zu erinnern, die er gedacht hat. Ich glaube es nicht, denn ich habe es mit aller Kraft versucht. Ich erinnere mich nur an meine eigenen Erinnerungen, denke noch meine eigenen Gedanken, und obwohl nichts an meinem Körper mein ist, denke ich immer noch daran, als an mein Eigentum, das unverlierbar mir gehört. Da nichts mir gehört, wie wäre dies denn möglich, wenn nicht ich selbst ein anderer, unsichtbarer Körper um den Körper herum wäre; oder ein unsichtbarer Mund, in dem mein kranker, hinfälliger Leib nur wie ein schlechter Zahn sitzt?

Die Aerzte haben gesagt, in Wirklichkeit besässe ich eine eiserne Gesundheit, und ich gebe ihnen recht. Ich bin unbeugsam gesund, die Schwächung hat nur eine winzige Stelle gerammt. Wenn ich einmal weggenagt und weggeworfen bin, werde ich immer noch da sein.

«Kannst du mich erkennen?» sage ich jeden Tag zu meiner Frau, wenn sie kommt.

«Ja, natürlich», antwortet sie und streicht mir über das Haar.

«Liebst du mich», flüstere ich, denn ich möchte es gerne jeden Tag hören.

«Ich liebe dich mehr als je», sagt sie jedesmal mild.

«Aber du kannst mich nicht sehen», sage ich, so laut mich die Stimme trägt.

«Doch», sagt sie.

«Nein, nicht richtig», sage ich, «das verstehst du nicht. Ich bin grösser, als du glaubst. Was du siehst, ist gar nicht ich.»

«Oh, doch», weint sie, «es ist dich, es ist dich.»

«Dann lass es eben mich sein», sage ich. Jeden Tag.